

Da kam mir durch das Entgegenkommen der Perthes'schen Geographischen Anstalt deren mächtiger Hauptkatalog 1915 zu Handen. Zuerst stand ich ihm gegenüber mit jener Art von Interesse, die die Hochachtung vor großen wissenschaftlichen Leistungen eben doch erzeugt, selbst wenn man sie nur im Bücherkatalog fein säuberlich verzeichnet findet. Also ein prachtvoll ausgestatteter Katalog, der lebendige Zeuge für die ungeheure wissenschaftliche Leistung unseres größten wissenschaftlichen Verlages in geographischen. Mitten im Kriege entstanden und erschienen, zugleich ein Kulturdenkmal der „Barbaren“. Erst allmählich kam ich dahinter, was „dieser“ Katalog wirklich biete. Da fand ich überreiches Material, gerade so, wie ich es brauchte. Denn dieser Katalog ist eigentlich ein Index zu einer der bedeutendsten Fundgruben geographischer Wissensschätze, zu Petermanns Mitteilungen und deren militärgeographischem Abteil. Wollte ich das Königreich der Niederlande und die Verheerungen der letzten Sturmflut verständlich machen, so wies mich das Stichwort „Niederlande“ auf J. Kuypers Arbeit über die Zuidersee 1876, mit vortrefflicher Karte, die auch für eine größere Klasse deutlich blieb. Dänemarks Hasenanlagen in Esbjerg gaben das Verständnis für die Vorgänge vor Ausbruch des Krieges. Die Karten und Skizzen über Dover, Portsmouth, Scape low mit den entsprechenden Texten wurden von den Schülern mit geistigem Heißhunger studiert und alles daran gesetzt, um England möglichst vollkommen kennen zu lernen. Zur Erläuterung der Vorgänge an der Westfront boten die Notizen unter Frankreich guten Stoff. Kurz, der ganze Abschnitt, der lexikalisch die Arbeiten der militärgeographischen Beilage verzeichnet, wurde bald eines meiner wertvollsten Hilfsmittel. Aber nicht bloß, daß der interessierten Neugierde der Schüler Nahrung geboten wurde: die eindringenden Studien über die russischen Befestigungsanlagen, Bahnbauten, gaben wertvolle Aufschlüsse über den inneren Zusammenhang zwischen Volk und Boden, Natur und Leben. Die Karten der Polasie vermittelten geographische Anschauung und Verständnis über die kriegerischen Vorgänge des letzten Sommers, zugleich Hochachtung vor der sorgfamen, allseitigen Kriegs- und Friedensarbeit der verbündeten Heere. So bot der Katalog die Möglichkeit, reichstes Material auch für die plötzlich auftauchenden neuen Probleme zu beschaffen. Karten wie jene über Handel und Industrie im Europäischen Rußland (1913), die Sprachenkarte von Rußisch-Polen, die militärgeographische Übersichtskarte von Rußisch-Polen (1910), die Karte der Eisenbahnen und Befestigungen Serbiens (1912), die Entwicklung Montenegros (1910) bieten unübertreffliches Anschauungsmittel, durch den Katalog unmittelbar zu erreichen. Das Ergebnis, wie Lampe sagt: die Lehrstunde wird ein kleines Erlebnis, und bleibt doch sachlich, unparteiisch.

Wilhelm M. Peitz S. J.

### Der Franziskaner Dr. Thomas Murner im Lichte der heutigen Forschung.

Als sich Lessing darüber äußern sollte, ob Murner der Verfasser des weltberühmten „Till Eulenspiegel“ gewesen sei, weist er für seine ablehnende Meinung unter andern Gründen auch auf die Sprache Murners hin, die er wohl gut

gekannt haben mußte, wie seine warme Empfehlung bezeugt: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studieren will, dem rate ich, die Murnerischen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen.“ Leider scheint dem vielbelesenen Literaturkenner sein Versprechen, „Murnern gegen den Vorwurf, als habe er bloß des Geldes wegen geschrieben, zu verteidigen, und zu beweisen, daß ihn sein Drucker und Verleger herzlich schlecht bezahlte“, ganz aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein. Jedenfalls jedoch gebührt dem vielseitigen Kunstrichter das Verdienst, zuerst in anerkennender Weise auf den großen, aber arg verlästerten Franziskaner aufmerksam gemacht zu haben. In ähnlich freundlichem Sinne und von demselben Standpunkte der Literaturgeschichte aus sprachen sich der durch seinen „Grundriß“ bekannte Goedeke und der Schweizer Literaturgeschichtschreiber H. Kurz über den verkannten Bettelmönch aus, „an dem die einseitig ausschauende Geschichtschreibung des letzten Jahrhunderts kein gutes Haar gelassen hat“. Kurz bedauert es sogar, daß von seiten der Katholiken gar nichts zur Ehrenrettung Murners geschehen sei. Dieselbe Klage wiederholte vor Jahren Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“, Murner werde katholischerseits nicht genug gewürdigt. Wohl durch Janssens Einfluß, wenn nicht gerade angeregt, so doch ermutigt, hat der vor zwei Jahren verstorbene gelehrte Luzerner Staatsarchivar mit dem ihm eigenen Sammelfleiß und dem glücklichsten Spürsinn die Murnerforschung zu einer Art Lebensaufgabe gemacht und von dem Leben und Streben des bestverleumdeten Mönches ein „wahrheitsgetreues“ Bild entworfen. Die Schrift erschien 1913 als ein Doppelheft (IX. Bd, 4. u. 5. Hft) in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“ und dient den weiteren Forschungen als „wertvolle Materialsammlung“, da sich darin alle nur erreichbaren Quellen und Urkunden verarbeitet finden. Der emsige Forscher umreißt mit sorgsamem Strichen das geschichtliche Bildnis seines Helden, wagt aber keine eigentliche Farbengebung, und so läßt sich noch immer in etwa des Dichters Wort auf den streitbaren Mönch aus dem 16. Jahrhundert anwenden:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,  
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Die äußeren Umrisse des Bildes wenigstens bleiben nunmehr fest bestimmt. Geboren 1475 in der Reichsstadt Oberrheinheim, unweit Straßburg, brachte Murner nach Übersiedelung seiner Familie den größten Teil seines Lebens in Straßburg zu und nannte sich deshalb gern ein „Straßburger Stadtkind“. Schon mit fünfzehn Jahren trat er in das dortige Minoritenkloster ein und soll, erst neunzehnjährig, schon Priester geworden sein. Außer der angesehenen Klosterschule besuchte er noch in wunderlichem Wanderleben, lehrend und lernend, die damals berühmteren Universitäten und erwarb neben der Doktorwürde in der Theologie auch die beider Rechte. Bereits 1499 beginnt er seine schriftstellerische Tätigkeit. Sein Predigerberuf führte ihn nach zahlreichen Städten Deutschlands, Österreichs und der

Schweiz; in Wien krönte ihn Kaiser Maximilian selbst zum Dichter und Redner (1505). Ein bedeutsamer Wendepunkt in seinen eifrigen Arbeiten trat (1520) mit den Streitschriften gegen Luther ein; von nun an gleicht sein bisher reichlich unruhiges Leben noch mehr einer wahren Hejragd als der stillen Seelenarbeit eines Mönches: in Wort und Schrift steht er, verteidigend und angreifend, „als der freimütigste Ordensgeistliche seiner Zeit“ stets kampfbereit da, mit dem ganzen Rüstzeug seines Jahrhunderts versehen. Die zwei letzten Jahre seines ruhelosen Daseins brachte er zurückgezogen in seiner Geburtsstadt zu und starb dasselbst 1537.

Liebenaus Arbeit ist in der Durchforschung aller Einzelheiten dieses bunt und kraus bewegten Mönchslebens zu gewissenhaft, um es so auszudrücken, indem der Verfasser allzu ängstlich wird und kein eigenes Urteil auszusprechen wagt. Vielleicht fühlte er selbst, wie ein wohlwollender Beurteiler der gelehrten Schrift meint, daß trotz der Fülle seines zusammengetragenen Materials die Vorbedingungen zu einer zutreffenden, allseitig befriedigenden Charakterisierung des Menschen und Schriftstellers Murner noch nicht geschaffen sind. Dazu ein weiteres beizutragen, versuchen zwei jüngst erschienene und boneinander vollständig unabhängige, aber an Liebenau anknüpfende Arbeiten neue Wege vom sprachlichen Gesichtspunkte aus: der eine, G. Schuhmann<sup>1</sup>, in freierer Weise für die weiteren Kreise des Volkes, der andere, J. Leffk<sup>2</sup>, in streng fachwissenschaftlicher Form, beide mit glücklichem Erfolge.

Schuhmann ist auf dem Gebiete der Murnerforschung kein Neuling. Hat er doch außer kleineren Abhandlungen auch ein Heft in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“ über die „Berner Jägertragödie“ geschrieben, wobei auch Murner eine Rolle spielte. Der Verfasser beabsichtigt, „dem Literaturfreunde und vor allem dem Liebhaber gesunder und humorvoller Volksliteratur willkommene Geistesnahrung“ zu bieten, indem er, statt „Schling- und Giftpflanzen in Murners Dichtungen aufzuspüren, worauf andere ausgegangen seien, Blümlein am Wege pflücken wolle, an denen sich Menschen aller Zeiten erfreuen könnten“. Er hat daher das bekannte Hauptwerk von Murners Satiren ganz ausgelassen und allzu derbe Stellen, besonders in der „Narrenbeschwörung“ und in der „Mühle von Schwindelsheim“, einfachhin unterdrückt.

Die Anlage des umfangreichen Buches stellt sich recht einfach in zwei Teilen dar, wovon der erste (S. 1—166) als eine Art Einleitung „die kirchen- und kulturgeschichtliche Murnerstudie Liebenaus nach der literarhistorischen Seite ergänzen soll“, während im zweiten Teile die „Narrenbeschwörung“ (S. 169—324),

<sup>1</sup> Georg Schuhmann, Thomas Murner und seine Dichtungen. 8° (XII u. 469) Regensburg 1915, Fr. Pustet. Geb. M 7.—

<sup>2</sup> Josef Leffk, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. 8° (X u. 200) Straßburg 1915, R. J. Trübner. Geb. M 6.—; kart. M 6.50. (Einzelschriften zur elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für elsässische Literatur, Nr. 1.)

„Schelmenzunft“ (S. 325—366), „Geistliche Badenfahrt“ (S. 367—378), „Mühle von Schwindelsheim“ (S. 379—414), „Gäuchmatt“ (S. 415—440) und anhangsweise noch das „Neue Lied von dem Untergang des christlichen Glaubens“ mit zwei kleinen Gedichten aus anderem Zusammenhang (S. 441—452) mit sog. normalisierter Umschrift wiedergegeben sind. Der so hergestellte Text mit seinen vielen eckigen Schalkklammern erleichtert zwar dem der Sprache des 16. Jahrhunderts ganz unkundigen Leser das Verständnis, wozu die ziemlich zahlreichen erklärenden Anmerkungen noch weiter helfen sollen, macht aber das Lesen schwer und holperig. Der Urtext wird in den Anmerkungen dann mitgeteilt, wenn die Umschrift dem Verfasser gar zu frei geschießen hat; zuweilen wird auch ein berichtigendes Warnungszeichen beigelegt, wie z. B. in der „Schelmenzunft“ bei der obendrein stark gekürzten Stelle „Aus einem hohlen Hasen reden“ die Einschränkung: „Geht zu weit!“ Schuhmann sucht dem Durchschnittsgebildeten die Auffassung und Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts möglichst mundgerecht zu machen, und diese löbliche Absicht wird wohl durch seinen stark umgestalteten Abdruck erreicht werden.

Demselben Zweck soll die weitläufige, fast überladene Einleitung dienen. In acht Kapiteln wird eine Art Ehrenrettung Murners versucht, und das geht nicht leicht ohne streitbaren Ton ab. Schon der Einführungsabschnitt, „Murners Lebenslauf“, fällt durch den häufig verwendeten Sperrdruck auf, wohl ein ganz sicheres Zeichen dafür, daß die Ausführungen sich zunächst nicht an solche wenden, die Murner bereits kennen. Daß der Verfasser nicht Oberehnheim, sondern Straßburg als Geburtsstadt Murners annimmt und ihm den „Zill Eulenspiegel“ zuschreibt, ist ein auch von vielen andern festgehaltener Irrtum. In den weiteren sieben Abschnitten handelt es sich, wie schon die Überschriften deutlich erkennen lassen, in erster Linie um die Verteidigung Murners. Dabei tritt des Anwalts umfangreiche Belesenheit in der einschlägigen Literatur fast zu klar zutage, indem seine Ausführungen mehr oder weniger aus lauter Belegstellen zusammengesetzt sind, wie teilweise die Sache es mit sich bringt. Die für die wissenschaftliche Murnerforschung wichtigste Ausführung, die freilich einer selbständigen Darlegung bedurft hätte — Murners Verdienste um Bereicherung und Ausbildung der deutschen Gemeinsprache —, ist auf sechs Seiten am kürzesten abgetan, während beispielsweise die Auseinandersetzung „Murner ein Talent, kein Charakter“ einen mehr als sechsfachen Raum einnimmt. Bei dem ebenfalls breit gehaltenen Schlußabsatz „Murner und seine Rivalen“ bringt die Gegenüberstellung „Murner und Fischart“ manch gute Beobachtungen. Jedenfalls wird der Liebhaber unserer Literatur, der sich auch über das bisher mehr dem Gelehrten vorbehaltene 16. Jahrhundert etwas unterrichten lassen will, dem Verfasser für seine Ausführungen dankbar sein.

Ganz anders geartet tritt Leffky in seiner Ersilingschrift auf. Das ist frische, man möchte sagen jugendlich begeisterte Wissenschaft in des Wortes bester Bedeutung, und deshalb fällt der bescheidene Ton so besonders wohlthuend auf. Der Verfasser geht von der Überzeugung aus, daß es für „ein tieferes Ver-

ständnis von Murners problematischer Natur" durch Einzeluntersuchungen gelingen müsse, „das Fremde an diesem merkwürdigen Franziskanerschriftsteller, seine selbstsam schillernde Gedankenwelt und ihre sprachliche Umhüllung in seinen Geist und seine Umwelt zurückzulenkten und zurückzudenken". Und die Aufgabe ist ihm gelungen, wie die förderlichen Ergebnisse der sorgsamten Arbeit eines Anfängers auf der Gelehrtenlaufbahn beweisen. Der junge Schriftsteller darf sich rühmen, selbst ein engerer Landsmann Murners, ein Oberehnheimer zu sein; er kennt also die Nachfahren der alten Geschlechter, ihre Sitten und Bräuche, die mit den früheren Zeiten noch in einem sich weiter entwickelnden Zusammenhang stehen; er versteht die elsässische Heimatsprache, die noch viel altes Gut gerettet hat; er ist vertraut mit der Eigenart des Landes, das noch heute wie ehemals viel bestimmend auf seine Bewohner einwirkt: alles wichtige Vorteile, die ein Fremder entbehren müßte. Lessy hat sich seine weitausschauende Arbeit insofern etwas erleichtert, daß er seine Untersuchung auf sieben Satiren Murners einschränkte; aber in der Beschränkung zeigte sich der Meister. — Er holt im ersten Kapitel scheinbar weit aus, indem er die „Vorbedingungen und Voraussetzungen für die Entfaltung volkstümlicher Stilelemente im ausgehenden Mittelalter" untersucht und das Gefundene auf Murners Stil anwendet. Unter volkstümlichen Stilelementen versteht er „alle stilistischen Mittel und Eigentümlichkeiten, die breiten Volksschichten als etwas Wesensverwandtes und Bodenständiges erscheinen und so eine besondere Wirkung auf sie ausüben vermögen", und das Wachsen und Werden dieser Volkstümlichkeit gehe mit einer Art naturgesetzlicher Notwendigkeit aus der inneren Naturbestimmtheit und den äußeren Naturbedingungen hervor. Diese Leitsätze werden im besondern auf das „heitere" Elsaß übertragen und dann bei Murner nachgewiesen und so das Ergebnis gewonnen: „Murner ist ein Typus des unerschrockenen, freimütigen Bettelmönches, der leidenschaftlich alle Schäden der Zeit bekämpft, ganz für das Volk lebt und aller Welt ohne Rücksicht auf die eigene Person mit festen und derben Worten die Wahrheit zu sagen wagt. Sein volkstümlicher Satirenstil wurzelt in dem Stil der freien, volkstümlichen Bettelmönchspredigt." Dazu kommt noch als belebende Ergänzung das eigenartige „elsässisch-alemannische Element" und die persönliche „originelle" Anlage; denn wenn irgend, so gelte von Murners volkstümlichem Satirenstil das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

In den darauffolgenden Darlegungen werden für diese Aufstellungen die Nachweise aus den bearbeiteten Schriften in reicher Fülle erbracht: die dramatische Lebendigkeit und Gegenständlichkeit der Darstellungsweise, die volkstümliche Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit des Stils, die Verwertung des volkstümlichen Sprichwortschatzes, der Gefühlston und der Stimmungsgehalt in der Sprache Murners und zuletzt seine „Individualität". Dabei bietet sich dem Verfasser vielfach Gelegenheit, sich mit den Verkleinerern seines Helden auseinanderzusetzen. Das geschieht aber in einer wissenschaftlich vornehmen Weise, indem entweder die erwiesene Wahrheit in einem kernigen Satze ausgesprochen wird, wie etwa: „Ich habe in den Satiren nicht eine einzige Stelle finden können, wo Murner absichtlich und

aus reiner Freude am Schmutz im Rot gewühlt hätte" — oder meistens dadurch, daß dem Gegner in ruhiger Form, aber mit überzeugender Klarheit die trübe Quelle oder das verfluchte Vorurteil für seinen Irrtum aufgedeckt wird.

Das Mitgeteilte sind nur dürftige Andeutungen von dem geschickt ausgewählten und wohl angeordneten Inhalte der Erstlingschrift, deren Verfasser bereits eine erstaunliche Belesenheit in den Denkmälern unserer älteren Literatur bekundet. So durfte er es auch ohne Anmaßung wagen, Winke und Wünsche für weitere Untersuchungen in der Murnerforschung zu äußern, wie etwa über das gegenseitige Verhältnis zwischen Murner und Brant oder über den sitten- geschichtlichen Reichtum in Murners Satiren, da die vorliegenden Versuche zur Lösung oder Darlegung unzulänglich seien.

Als zusammenfassendes Urteil eines so glücklichen ersten Griffes wird man es freudig mit unterschreiben können, was ein sachverständiger Kenner in den „Histor.-polit. Blättern“ (Bd CLVI, Hft 5) kurz und klar anerkannt und ausgesprochen hat: „Die Schrift von Lessß gehört zum Wertvollsten, was bisher über Murner geschrieben worden ist. Sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zum resillosen Verständnis des seltsamen Mannes, der an der Wende zweier Welten steht. Auch der Kulturhistoriker findet in den hier niedergelegten Untersuchungen eine reiche Fundgrube. Besonders Lob möchte ich auch der frischen sprachlichen Darstellung zuzollen; sie sticht erfreulich ab von der verwahrlosten Schreibart mancher Fachgenossen, deren Elaborate den Leser oft anmuten wie literarische Brocken Sammlungen. Ich gestehe gerne: Ich habe aus dem Buche manches gelernt.“

Wenn nach solch edler Anerkennung noch eine persönliche Nachschrift gestattet ist, so set daran erinnert, welch ein Genuß die vorliegende Arbeit unserem besten Kenner jener früheren Zeiten unseres Schrifttums bereitet hätte, wäre er noch unter den Lebenden, und wie sehr es für solche Forschungen zu bedauern ist, daß Professor Schönbach sein eigentliches Lebenswerk, die Geschichte der mittelalterlichen Predigt, nicht fertigstellen konnte. Über seinen Nachlaß verlautete bisher noch nichts, und so ist auch ein anderer bereits verabredeter Plan für die Predigt des 16. Jahrhunderts als Fortsetzung des Schönbachschen Werkes, vorläufig wenigstens, zu Scheitern gegangen. Der Murnerforschung wäre beides sehr zu statten gekommen.

Nikolaus Scheib S. J.

### Das erste Kriegsjahr an der Westfront.

Zu den wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur gehören gegenwärtig noch die Berichte derer, denen beschieden war, die großen Ereignisse mit eigenen Augen zu sehen und mit den Helden des Feldes persönlich zu verkehren. Wenn spätere Geschichtsschreiber darangehen, den großen Zusammenhang der Ereignisse darzustellen, werden diese Schriften als Quellenwerke neuen Wert erlangen. Ein solcher Vermittler zwischen Heer und Heimat ist Prof. Georg Wegener, der in dem Werke „Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront“,